



Humor.

Keine Volksbeschreibung schildert Leben, Charakter, Gedankengang eines Volkes so gut, wie es sich selbst in seinen Anekdoten schildert. Jede Anekdote ist eine Studienfizzze, welche ein Individuum, eine Classe, ein Zeitalter und dessen Denkweise kennzeichnet, und aus diesen vermag der Zeitschilderer das ganze Bild zusammenzustellen. Die Anekdoten der einen Nation lassen sich in die Sprache der anderen übertragen, aber nicht umpflanzen, da die Gestalten darin sammt ihrer Denkart und ganzen Umgebung jeder Nation besonders angehören. Humor und Spaß wurden in alter Zeit durch die Hofnarren der Könige und Magnaten ausgeübt, es werden deren einige von der Überlieferung als hervorragend erwähnt, so die Narren des Königs Matthias, Michael Apaffis (Biró), des Wojwoden Stibor (Beczko).

Unsere ältesten Anekdoten handeln vom König Matthias. Auch Galeotti hat viele über ihn aufgezeichnet, noch mehr sind in der Volksüberlieferung vorhanden, und alle tragen den Stempel der Ursprünglichkeit und entsprechen dem Geschmack der betreffenden Zeit. Einige der Anekdoten von König Matthias seien hier erzählt als unzweifelhafte Producte des Volkshumors im XVI. Jahrhundert. Da wäre denn vor Allem „die Halbe von Czinkota“. Der Pfarrer von Czinkota entdeckt im Archiv der Kirche eine alte Urkunde,

kraft deren Andreas von Jerusalem diese Station zur Abtei erhebt. Er richtet also ein Gesuch an den König, der ihn auf Grund dessen zum Abt ernennen solle. Matthias ist just in scherzhafter Laune und schreibt auf die Rückseite der Bittschrift: „der Wunsch sei gewährt, wosfern der Pfarrer vorher folgende drei Fragen zu beantworten wisse: 1. Wo die Sonne aufstehe? 2. Wie viel der König werth sei? 3. Was der König sich denke?“ Nach drei Tagen solle er in der Burg zu Ofen erscheinen und die Fragen des Königs beantworten. Der fromme Pfarrer zerbricht sich jedoch vergebens den Kopf, er findet auf diese Fragen keine Antwort. Der Grund seiner Sorgen wird dem Kantor kund, der ihm vorschlägt, er selber wolle in der „Reverenda“ des Pfarrers hingehen vor das Angesicht des Königs und statt seiner die drei Fragen beantworten. Der Pfarrer läßt ihn sein Priestergewand anziehen und entsendet ihn an seiner Statt vor das königliche Antlitz. „Wohlan denn, wo steht die Sonne auf?“ fragt der König. „Eurer Majestät in Ofen, mir aber in Czinkota!“ ist die Antwort. Sie trifft das Richtige. Nun folgt aber die zweite Frage: „Was ist der König werth?“ Antwort: „Ei, wenn man meinen Herrn Jesus Christus um dreißig Silberlinge verkauft hat, so ist mein Herr König wohl seine neunundzwanzig Silberlinge werth.“ Auch dagegen läßt sich nichts einwenden. Wie stehts aber mit der dritten Frage: „Was denkt sich der König?“ „Ei nun, Seine Majestät denkt sich jetzt wohl, er spreche mit dem Pfarrer von Czinkota, und doch steht nur sein allerunterthänigster Knecht, der Kantor von Czinkota vor ihm.“ Dem König gefällt der Mann und er will ihn zum Abt ernennen. Der Kantor aber bedankt sich gar schön für die Ehre und bittet sich statt dessen aus, der König möge befehlen, daß in Czinkota die Halbe größer werde. „Wohlan denn, sie sei doppelt so groß wie bisher,“ befiehlt der König und sorgt auch dafür, daß die Zechen des Kantors im Wirthshause bezahlt werde. Und seither ist die Halbe in Czinkota noch immer doppelt so groß wie anderwärts; allerdings muß man dafür auch das Doppelte bezahlen.

Als Seitenstück dazu können die „drei Fragen“ dienen. Der König lustwandelte mit drei Bannerherren im Thale von Bisegrád. Sie erblickten einen alten Bauer, der eben mit vier Ochsen die harte Scholle pflügt. Der König spricht den Bauer an: „Na, Alter, ist das Ferne noch fern?“ „Ei, mein Herr König, nur noch bis zu den Hörnern meiner Ochsen.“ „Und wie viel sind denn Zweiunddreißig?“ „Ei, die sind nur noch Zwölf.“ „Aber darum könntest du doch wohl noch drei alte Geißböcke melken?“ „Ei freilich könnt ich das, wenn ich sie nur kriegte.“ Jeder der drei Herren, die den König begleiteten, hatte irgend ein Anliegen an ihn, der Eine strebte nach einem Amte, der Andere nach einer Donation. Da sagte ihnen der König: „Ihr sollt Alles haben, worum ihr bittet, wenn ihr mir den Sinn des soeben gehörten Zwiegesprächs erklären werdet.“ Das Räthselösen ist nie die starke Seite der großen Herren gewesen. Sie suchten, nachdem sie den König verlassen, den pflügenden Alten auf und drangen in ihn, daß er ihnen seine Worte erkläre. Gern,

erwiderte dieser, aber nicht umsonst. Sie bezahlten ihn mit Gold. Auch das wollte er erst bar auf seiner Hand sehen. „Nun denn,“ sagte er sodann, „mein erster Spruch bedeutet: solange ich jung war, lag das „Ferne“ für meine Augen am Sehkreis; jetzt aber sehe ich nur bis zu den Hörnern meiner Ochsen, dort ist schon das Ferne.“ — „Nun, und das Zweite: sind die Zweiunddreißig noch immer Zwölf?“ Auch dafür mußten die Herren im Vorhinein zahlen. „Das ist nämlich so: einst hatte ich zweiunddreißig Zähne, jetzt aber nur noch zwölf.“ Das hätten Jene wahrhaftig selbst errathen können. Nun folgt aber das schwierigste Räthsel: wie kann man drei alte Geißböcke melken? Dafür mußten die Herren gar bis an die Ellbogen in den Beutel greifen. „Wohlan denn, meine Herren,“ sagte der Bauer, „genau so, wie ich jetzt Eure Gnaden gemolken habe.“ Und steckte das Geld in seinen Gurtsack.

Der Anekdotenkreis des Königs Matthias bewegt sich meist um die Idee, daß der König den ins Elend gerathenen geringen Leuten auf Kosten der reichen Prahlhänse zu helfen sucht. Darauf bezieht sich noch die Anekdote vom „Ofener Hundemarkt“. Einem Schafhirten hatten türkische Freibeuter seine ganze Herde weggetrieben; nichts war ihm übrig geblieben als seine sechs Schäferhunde. Da faßte er sich ein Herz, wanderte hinauf nach Ofen, um seine Hunde dem Könige zu geben; dem sollten sie einstweilen seine Burg hüten, er aber gedachte in die „schwarze Schar“ einzutreten und so den Türken seine Schafe wieder abzunehmen. In Ofen angelangt, setzte er sich vorerst am Burgethor nieder mit seinen sechs Schäferhunden. Dem Könige erzählten seine Palastleute die Geschichte des armen Schafhirten, da schickte er alsogleich seine Hofherren hinab, damit sie dem armen Manne für gutes Geld seine Hunde abkaufen. Die vielen glänzenden, mächtigen Herren steigerten sich die Schäferhunde förmlich an den Hals und der beraubte Hirt kehrte mit vollem Beutel in sein Dorf zurück, wo er sich eine neue Herde kaufte. Dies erfuhr sein habgieriger Nachbar und dachte sich: wenn man in Ofen die Hunde so gut bezahlt, will ich eine ganze Hundeherde hinauftreiben und noch reicher werden, als ich jetzt bin. So kaufte er denn Alles zusammen, was in der ganzen Gegend an Haushunden, Schäferhunden, Jagdhunden zu haben war, und zog damit wohlgemuth hinan zur Ofener Burg. Dort aber ließ man ihn nicht ein, sondern jagte ihn mit seiner Hundearmee nach Hause, und seitdem ist das vielgebrauchte Sprichwort lebendig: „Nur einmal ist in Ofen Hundemarkt gewesen“.

Als die älteste Sammlung magyarischer Volksanekdoten mag eine im vorigen Jahrhundert erschienene gelten: „Világ Bencze nevetséges történeti“ (Lächerliche Geschichten von Benedikt Világ). Viel werthvoller als diese, weil durchaus originell, ist Anton Szirmay's „Hungaria in parabolis“, von der man auch als charakteristisch vermerken muß, daß der erzählende Text lateinisch und nur die Citate in magyarischer Sprache abgefaßt sind. Eine handschriftliche Sammlung gab es jedoch schon früher; man begann

sie im Jahre 1665 zusammenzuschreiben unter dem Titel der „Chronik von Csittvár“ (Csittvári krónika); eine merkwürdige Sammlung aller jener interessanten kleineren Daten, welche die große Geschichte aufzuzeichnen vergessen hat, größtentheils satirische Züge gegen die Mönchsorden, Höflinge und Magnaten, darunter auch denkwürdige Epigramme, Spottverse und politische Pasquille. Daher war dieses Werk vielen Verfolgungen ausgesetzt, es hat niemals die Druckerschwärze gesehen und ist nur schriftlich vervielfältigt worden; einzelne Bände davon finden sich noch jetzt in den Archiven ungarischer Familien. Bekannt war sie jedoch aller Welt, und wenn irgend ein besonderer Thorenstreich ruchbar wurde, pflegte man zu sagen: „Auch das gehört in die Chronik von Csittvár.“ In den letzten Jahrzehnten aber sind schon umfangreiche Sammlungen erschienen, von Bas Gereben, Kandib Hegedüs, Karl Hajnik und Maurus Fókai redigirt, und da finden wir aus tausend und aber tausend Mosaikstiftchen zusammengesetzt das Bild des magyarischen Volkslebens. Manche Anekdotenkreise zeichnen und coloriren ganze Epochen; die in der jüngsten Vergangenheit entstandenen wollen wir in thunlichster Kürze beleuchten, da ihre Repräsentanten schon größtentheils auf Nimmerwiederkehr verschwunden sind, während andere noch leben, aber nach ganz neuen Begriffen umgestaltet, wie dies z. B. ein Vergleich des ehemaligen und jetzigen Cortesführers erkennen läßt. Solche Gestalten sind der táblabiró, der patvarista und juratus, der insurgens, die Herren vom niederen Adel, die alten Frohnbauern, der légátus, die fahrenden Schauspieler, der peregrinus, der tógátus diák, der korthyondi pajtás (Zechbruder), dann der kántor, der Geistliche, der Husar, der obsitos, der Jäger und der arme Zigeuner.

Der táblabiró (Gerichtstafelbeisitzer). Dieses Wort umfaßt die Elemente der Rechtspflege und Verwaltung der ehemaligen Adelsperiode. Zum táblabiró wurden hervorragende Männer durch die Comitatsversammlung ernannt. Der táblabiró nahm an den Berathungen theil, gab den Abgeordneten Instructionen, hielt Reden in der Comitatsversammlung, stimmte bei Gericht, fungirte bei Commissionen; er baute Straßen, regulirte Gewässer, stellte Rekruten, inspicierte Gefängnisse, verhörte Gefangene, verfolgte Räuber; er saß auf dem Herrenstuhl (herrschaftliches Gericht), er vollzog Grenzbegehungen, er protestirte, confirmirte, collaudirte, vidimirte, limitirte Fleisch, und erhielt für all das nicht die geringste Bezahlung. Es gab tüchtige, eifrige táblabiró, welche dem unbesoldeten Amte Zeit, Vermögen und Talent opferten; die meisten aber waren doch mehr für „kommoditás“ und für den Schlendrian.

Der táblabiró hat sich in früherer Zeit manches Verdienst um Ungarn erworben; gab es irgend eine gemeinsame Noth, Überschwemmung, Seuchen, Mißwachs, so war er die unmittelbare Vorsehung des Volkes; er kämpfte für die nationale Existenz; er verwaltete die öffentlichen Angelegenheiten mit Weisheit, wenig Geld und viel Ehre; er



Magyarische Volkstypen.



sprach Recht, schützte die alte Sitte, pflegte Religion und Wissenschaft; er war eine ganze Classe, welche lange Zeit hindurch das ganze schreibende und lesende Publicum ausmachte.

Jetzt ruht die alte táblabiró-Welt auf ihren Lorbeeren aus und nur in den aufbewahrten Anekdoten leben noch scherzhafte Beiträge zu seinem Gedächtnißbild. — Eine Anekdote charakterisirt die táblabiró-Welt folgender-

maßen: als der Reichstag das Gesetz über die erste Budapester Kettenbrücke inartikulirte, widersprach ein táblabiró mit den Worten: „wozu denn das noch für diese Spanne Zeit?“. Der Redner war nämlich schon alt und meinte mit jener „Spanne Zeit“ seine eigene Lebensdauer.

Bei derselben Gelegenheit meinte ein Bannerherr, daß er, sobald jene Kettenbrücke zustande gekommen, nur noch im Rahn von Pest nach Ofen übersetzen werde, da er durchaus keine Brücke betrete, wo selbst der Edelmann Brückenzoll entrichten müsse. Hierher gehören auch die Anekdoten über einzelne große Männer, wie Stefan Széchenyi, Franz Deák, dann die über berühmte komische Figuren, z. B. was alles über die Abenteuer vom Székely Kapitány und Tótsa Gyuri erzählt wird und zahlreich in unseren Sammlungen vorkommt, natürlich nicht ohne manches Unterschießel, was Franz Deák selbst am besten mit den Worten kennzeichnet: „mit den Franz Deák-Anekdoten geht es mir wie mit der Franz Deák-Gasse. Die ganze Gasse gehört mir, von ihren Häusern aber kein einziges. Und auch das Franz Deák-Bitterwasser mache ich nicht und trinke ich nicht“.

Patvarista und juratus. Noch in den Vierziger-Jahren waren sie bekannte Typen des öffentlichen Lebens in Ungarn. Der patvarista ist Rechtspraktikant, irgendwo in der Provinz, bei einem namhaften Advokaten oder Vicegespan, für den er Proceßacten copirt und mundirt. (Non est bonus patvarista, qui non est bonus vakarista; vakarni bedeutet fragen, Fehler ausradiren.) Daneben führte er noch die Aufsicht über den Keller, hatte die Gänse und Puter zu tranchiren, den Tabak zu schneiden, auf Hausbällen den Tanz zu arrangiren, den Principal zu den herrschaftlichen Gerichtssitzungen zu begleiten, und bei alledem sollte er sich auch noch für die Censur vorbereiten. Der juratus dagegen war schon eine dignitas, mit seinem vollen Titel: „juratus tabulae regiae notarius“ (beeideter Notar der königlichen Tafel). Er trug schon Säbel, kuesma (Mütze), Atillaroß, enge Hosen, Quastenschuhe. Er mußte schon in Budapest, oder zur Reichstagszeit in Preßburg wohnen, bei einem Assessor der königlichen Tafel, beim königlichen Personal oder tabularis fiscalis „practiciren“. Er hatte das Recht, als Zuhörer in den geschlossenen Sitzungen der Curie anwesend zu sein. Sein Vorrecht war, zu admoniren, zu inhibiren, zu evociren und zu citiren, und sein Zeugniß besaß so viel Rechtskraft als das des Stuhlrichters und seines Geschwornen zusammengenommen. Innerhalb eines Jahres hatte er die Censur abzulegen, erhielt in seinem Diplom ein „praeclarum“ oder „laudabile“ oder „sufficiens“ und zahlte dafür einen Ducaten. „Er hat seinen Ducaten zurückbekommen“, das bedeutete: er ist „rejeirt“ (geworfen) worden. „Sufficiens“ war ein schlechter „calculus“. Der königliche Personal Szerencsy tröstete einst einen jungen Advokaten wegen des bei der Censur erhaltenen „sufficiens“ mit den Worten: „Mach' dir nichts draus, Brüderchen, auch ich hab' ein sufficiens bekommen“. Auf dem Reichstage bildeten diese Personen die Galerie, außerhalb des Saales aber die öffentliche Meinung. Dort bethätigten sie sich durch lauten Ausdruck ihres Beifalls oder Mißfallens, hier durch öffentliche Debatten und Raßennusiken. Ehemals schrieben sie auch die Reichstagsberichte und ersetzten die freie Presse. Mehrere ihrer Raßennusiken sind berühmt geworden, z. B. eine, die sie in Preßburg dem Oberststallmeister brachten, der es aber leugnete, mit der Versicherung, gar nichts gehört zu haben. Eine andere große Raßennusik in Budapest bewog den Personal, eine große Inquisition gegen sie einzuleiten. Die vernommenen Juraten hatten sich jedoch als rechte Spaßvögel verabredet, auf die Frage nach dem Veranstalter der Demonstration einstimmig einen hervorragenden Kirchenfürsten zu nennen, so daß man die Untersuchung niederschlagen mußte. Zahllose Anekdoten sind über ihre Streiche in Umlauf, und seinerzeit gab es ein sehr gangbares Lied, das beide Classen zusammenfaßte:

„Ach, welch' schönes Wort, das Wort Jurist!
Ach, schon fühlt das Mädchen sich geküßt:

Doch noch schöner ist das Wort Jurat!
Tusch geblajen! Tusch! Und hoch! Vivat!“

Das glänzende Bild hatte aber auch seine Schattenseite. Manche, die jene Titel trugen, dienten als Urbilder der Lieberlichkeit und der schlimmen Streiche, und es ist vorgekommen, daß die (als grob verrufenen) Pester Fiaker, wenn sie untereinander zankten, sich als Schimpfwort „Du Jurat!“ zuriefen. So Mancher ist auch infolge häufiger Rejection in dieser Stellung grau geworden, bis ihm endlich ein Diplom zufließt, und auf diese Sorte ist das Räthsel gemacht worden: „Was wird aus dem alten juratus?“ — „Ein junger prókátor (Advokat)“.

Der kortes. Das Wort „kortes“, welches jetzt gang und gäbe ist, stammt aus dem Jahre 1821, als die wohlhabenden Wähler im Nógráder Comitat den dortigen Vicegespan unter allerlei Wahl-Schabernack zu Fall brachten. Just zu jener Zeit wurden die spanischen „Cortes“ berühmt. Die „aulici“ spotteten den niederen Adel „kortes“ und das ist der Ursprung des jetzt im ganzen Lande gültigen Begriffes und Wortes. Die Vorbereitung und Durchführung der früheren adeligen Ablegatenwahl und „Restauration“ gestaltete sich ganz anders als die jetzigen Abgeordnetenwahlen. Damals wählte nur der Adel und das Recht war an keinen Censur geknüpft. Von letzterem konnte auch gar keine Rede sein, da der Edelmann keine Steuer zahlte, und daher konnten sich in die Schar der Wähler gar sonderbare Figuren hineinmengen. Eine solche feierliche Handlung ließ einst den Adel eines Bezirkes im Comitate Soundso der Hauptstadt zufließen. Vor der Stadt hieß der weitberühmte Kortessführer den ganzen Zug Halt machen, gerade am Fuße des Galgens, bestieg allda ein leeres Faß und hielt von dieser Tribüne herab folgende Ansprache: „Wohlgeborene Landstände! Siehe, an dieser heiligen Stätte, in deren Schatten die Gebeine so manches Vorfahren der wohlgeborenen Landstände ruhen, fühle ich mich gedrungen, die wenigen Worte auszusprechen, welche mein Herz bedrücken. Es ist den wohlgeborenen Landständen bekannt, wie groß und edel die Rechte sind, zu deren Ausübung wir uns allhier versammelt haben; es ist ihnen aber auch bekannt, daß diese heiligen Rechte nur so lange geachtet sein können, als sie nicht von unreinen Händen angetastet werden. Nicht als ob ich in den moralischen Charakter der wohlgeborenen Landstände einen Zweifel setzen würde, aber dennoch, sintemalen es eine alltägliche Sache ist, daß der Mensch auch dort, wo er es nicht will, zu Falle kommt, fordere ich die wohlgeborenen Landstände insgesammt und einzeln auf, daß, insofern sie sich unter ihnen ein Individuum befinden möchte, welches eine unwiderstehliche Neigung in sich verspürt, das Pferd oder den Ochsen seines Nächsten sich anzueignen, dasselbe, weil noch Zeit dazu, in sich gehen und sich von uns absondern und dieses heilige Nationalfest nicht beflecken möge.“ Auf welches hin in der That zwei Bursche aus der Gegend von X sich aus der Schar sonderten und ohne Weiteres den Weg in ihre Heimat antraten. . . . Ohne Trunk sind natürlich auch die früheren Wahlen nicht vor sich gegangen und gar manche Familie von

ansehnlichem Besitz hat ihr Vermögen eingebüßt, weil ihr Oberhaupt den Ehrgeiz hegte, Vicegespan oder Abligat zu werden. Es kamen auch kortes vor, welche den Wein beider streitenden Parteien tranken; diese nannte man „két kulacsos“ (Leute mit zwei Geldflaschen). Andererseits ist es aber auch vorgekommen, daß eine adelige Gemeinde um das empfangene Bestechungsgeld einen Zuchtstier kaufte, diesem den Namen des Bestechers beilegte und bei der Restauration gegen den Geldgeber stimmte. Der politische Kampf artete manchmal dermaßen aus, daß sogar die beiderseitigen Wahlversammlungsorte (tanya) angezündet wurden. Das ist aber lange her.

Der Pfingstkönig. Am Tage der „rothen“ Pfingsten versammeln sich auf dem „Hause des Dorfes“ (Rathhaus) die Ältesten der Ortschaft, wie es sich nach beendeten Gottesdienste ziemt, und pflegen Rath über die vorzunehmende Wahl des Pfingstkönigs. Draußen knallen mittlerweile junge Bursche hoch zu Ross mit den Peitschen und treiben allerlei Scherz untereinander. Wenn dann die Herren von der Obrigkeit da innen das bauchige Tintenfaß schier leer geschrieben haben, erscheint der gestrenge Herr Kleinrichter, eine große rothseidene Fahne in der Hand, einen mächtigen Brautführerstrauß seitwärts an der Mütze, und gibt ein Zeichen, worauf die braune Musikbande, die sich im Hausflur niedergelassen, ihre schönste Weise anstimmt, von der sogar die Pferde sammt und sonders zu tanzen und zu hüpfen beginnen. Die Bursche drücken sich die Mütze fester auf den Kopf, stemmen sich noch strammer im Bügel, und jetzt heißt es: heut' sind rothe Pfingsten, heut' soll sich's zeigen, „wer im Dorfe der Bursch' ist“. Spiel' einen Marsch! herrscht man dem Zigeuner zu. Der Klarinettenbläser hält sein Werkzeug dem Herrn Kleinrichter dicht ans Ohr, um ihn von seiner guten Absicht zu überzeugen, worüber dem Wackeren fast das Trommelfell plagt. Der Klang der Musik lockt die ganze Bevölkerung in dichten Scharen aufs Feld hinaus, die Einen zu Fuß, die Anderen zu Wagen, dort besetzen sie den ganzen Acker, zu zehn und zwanzig auf einem Fuhrwerk, das jüngste Völkchen erklettert die Bäume und schaut von da oben, wie von einer Galerie, dem nahenden Festzug entgegen, den es den Untenstehenden mit lautem Geschrei ankündigt: „Da kommen sie schon! Da kommen sie schon!“ . . . Freilich kommen sie! Voran schreitet der Herr Kleinrichter. Der liebe Gott hat ihm diesmal wohl gewollt und ihm ein Pferd zum Aufsitzen verschafft; wie fängt er es nur an, daß er sich mit der rothen Pfingstfahne nicht die eigenen Augen aussticht? Hinter ihm drein die Zigeunerbande, auf einem langen Streifwagen aufgereiht; der „primás“ (Prinzeiger) steht aufrecht im Wagen und streicht die Fiedel so gewaltig, daß er mit dem Bogen schier allen seinen Genossen die Mütze vom Kopfe schlägt; den Trompeter schilt der Kutscher in einemfort, weil er ihm just ins Ohr hineintrompetet; hinten im Schragen sitzt rothhosig der Baßgeiger und zetert auf die Meßgergesellen los, aus Angst vor den Hörnern des Jarren, den sie allzudicht hinter ihm her führen. Zur Unter-

haltung gehört nämlich auch ein guter Imbiß, man wird also einen Ochsen braten. Dort auf dem anderen Streifwagen steht der gewaltige Kochkessel und liegen aufgeschichtet die schmackhaften Brodwecken, auf welche die ermüdeten Burſche nach gethaner Arbeit losgehen können, und damit es an gar nichts fehle, steht auch das Weinfäß da, ein volles Zehneimerfaß, und darauf ſitzen zwei ſchmucke Dirnchen mit grünglaſirten Krügen, in denen ſie den Wein ausſchenken werden. In ſchöner Ordnung folgen ſodann die berittenen Burſche, zu vieren gereiht, jeder voll Vertrauen auf ſich und ſein Kößlein, dem er die Mähne ſtreichelt und das er vor jedem Fenſter, aus dem ein hübsches Mädchen guckt, Männchen machen läßt. Die ehrenwerthe Obrigkeit beſchließt den Zug, an ihrer Spitze die Chaiſe des Herrn Hofrichters, zu dem auch der hochwürdige Herr eingestiegen iſt.

Auf den Anger hinausgelangt, reitet der Herr Kleinrichter, die rothe Fahne ſchwingend, zum Grenzhügel hin, wo er dieſelbe aufpflanzt; die berittenen Burſche aber werden alle in Reih und Glied aufgeſtellt. Der Herr Richter kanzelt ſie gleich im vorhinein gehörig ab, damit ſie nicht etwa vom Pferde fallen oder aneinanderstoßen möchten, und damit ſie der Ortſchaft zur Ehre gereichen und nicht vielleicht gar ein Fremdling ihnen das Pfingſtkönigthum wegschnappe. Und ſo gibt er nunmehr dem Meiſter Schmied das Zeichen; der iſt ein ausgedienter Soldat und verſteht ſich trefflich aufs Kanoniren. Nicht weniger als drei Mörſer ſtehen ins Erdreich eingegraben da, jeder einen Holzkeil feſt im Maule. Meiſter Schmied klemmt ein Stück glimmenden Zunders ins Ende eines langen Schilfrohres und kriecht damit platt auf dem Bauche an den äußerſten Mörſer heran, ſo nahe, daß er deſſen Zündloch eben noch mit der Spitze des Rohres erreichen kann, worauf das großmäulige Eiſen richtig ein lautes Paß von ſich gibt. Das Weibsvolk hält ſich kreisend die Ohren zu und die Kinderſchar läuft dem herausgeſchoſſenen Pfropfen nach, den ſie durchaus finden will. Auch der zweite Schuß erdröhut, und bald auch der dritte, da beginnen ſämmtliche Reiter dem aufgepflanzten Ziele zuzuſprengen. Eine ganze Weile ſieht man gar nichts von ihnen wegen des beträchtlichen Staubes, den ſie aufwirbeln; aber ein munteres Lüftchen ſchlägt den Staub bei Seite und nun erblickt man die Schar der Wettreiter. Schon ſind ſie arg durcheinander, der Eine voraus, der Andere in die Hinterhut gerathen, Den hat ſein Roß abſeits geführt und er wird nun haß ausgelacht, Jener kann nicht weiter, weil ſein Renner mitten in der Bahn Halt gemacht hat und mit ihm in die Runde tanzt; die Übrigen aber ſprengen flott dahin. Fünf oder Sechs haben ſich ſchon aus der Menge herausgelöst, die Beine der Koſſe ſcheinen kaum den Boden zu treffen; ſie ſcheinen zu fliegen und die flatternde mente (Umhängjacke) gleicht Flügeln, die den Reiter durch die Luft vorwärts treiben. Gegen das Ende der Rennbahn ſchießen endlich zwei Reiter allen voraus: ein Schimmel und ein Rappe. Der Schimmel gewinnt! Der Rappe gewinnt! heißt es da und dort; um eine Maß Wein, wer's nicht glaubt! Noch ein

Saß, noch ein Kniedruck, und der Eine ist vor dem Anderen am Ziele. Der Schimmel ist's. Aber nur um eine Kopflänge früher hat er die rothe Fahne erreicht.

Die Reiter kehren zurück und stellen sich wieder in die Reihe; auf den dritten Schuß beginnt ein neues Rennen. Der Reiter des Rappen lächelt nur so in sich hinein und läßt dem Rosse seines Mitbewerbers sogar ein paar Klafter Vorsprung. Dann aber gibt auch er dem Rappen die Sporen, läßt Alles hinter sich, und ist bald Seite an Seite mit dem Schimmel. Sie laufen beide gleich gut. Rosse und Reiter sind von gutem Schlag. Keiner gibt dem Anderen nach. Die ganze Volksmenge ruft ihnen brausend nach: Laß nicht aus, Schimmel! Laß nicht aus, Rapp! Drück' zu, Janosi! Drück' zu, Misika! Und jetzt ist der Rappe um einen Kopf früher am Pfosten. Der Richter könnte schon füglich sein Urtheil fällen. Nur gemacht, mein Herr Richter, noch einen Lauf gilt's, um's Leben. Der soll's krönen. Wer jetzt gewinnt, der ist Pfingstkönig.

Das dritte Mal laufen nur die beiden Sieger der früheren Rennen, die Anderen stehen bei Seite. Den Rappen hat sein Reiter bis jetzt noch mit keinem Schlag berührt, seine kurzstielige Peitsche hängt auch jetzt am Halse des Pferdes; aber ein geschmeidiges Weidenrütchen schneidet er sich nun ab und gibt seinem Pferde beim Abgehen zwei Streiche. Von dieser Berührung wild geworden, greift das Roß aus wie ein wüthender Sturmwind, weit hinter ihm zurück bleibt der Schimmel, der siegreiche Bursche wendet mitten im Vorwärtsrasen das Antlitz nach dem hinter sich gelassenen Partner zurück, als wollte er ihn fragen: „Wo bist du denn geblieben, mein Knechtlein?“ Die ganze Volksmenge bricht in Händeklatschen aus. Dem triumphirenden Reiter des Rappen windet man einen Kranz um den Hut, aus Blumen und langen Trauerweidenzweigen, er ist der Pfingstkönig, er führt beim Abendtanz den Reigen. Ein ganzes Jahr lang heißen sie ihn den Pfingstkönig. Und man glaube nicht etwa, daß dies ein leerer Titel sei. Gar bedeutende Vorrechte sind damit verknüpft. Der Pfingstkönig ist ein Jahr lang zu allen Hochzeiten, Festlichkeiten und Unterhaltungen geladen; seine Genossen sind gehalten, ihm Pferd und Vieh zu hüten, und sollte er vielleicht irgend ein kleines Vergehen zu büßen haben, so darf er nicht körperlich gestraft werden. Ein solcher Herr ist der Pfingstkönig ein volles Jahr hindurch. Dann freilich hat das Pfingstkönigthum ein Ende, wenn nicht vielleicht wiederum der Rappe Sieger im Pfingstrennen wird.

Der insurgens. Diesen Namen führte der adelige Landsturmmann, der an den ersten Napoleonischen Feldzügen theilgenommen hatte. Auch in ihm war die alte Tapferkeit lebendig; mannhaft schlug er sich in einzelnen Trupps, regimenterweise kämpfte er bei Wagram und Aspern, seine Bewaffnung jedoch war die dürftigste von der Welt. Unter Anderem ließ das oberste Kriegscommando den berittenen Insurgenten Bajonnette zutheilen. Als nach der Niederlage bei Raab die zersprengten Scharen sich auf Ofen

zurückzogen, wollte General Alvinczy sie aufhalten. Da tritt ein alter Edelmann vor ihn hin und fragt ihn: „Seid Ihr jener Alvinczy?“ Und mit diesen Worten zieht er unter dem Mantel das Gewehr hervor, mit dem man ihn in die Schlacht geschickt hat; es hatte weder Drücker noch Hahn. „Möchtet Ihr Euch nicht dieses Gewehr braten?“ (ein höhnischer Ausdruck der Volkssprache). Und noch heutigen Tages, wenn der Ungar Einem eine Grobheit sagen will, aber so, daß dieselbe doch nicht ausgesprochen sei, fragt er ihn nur: „Seid Ihr jener Alvinczy?“

Der Husar. Wie stolz der magyarische Husar auf seine Stellung ist, das mag er selbst uns sagen. Beim Quartiermachen gerathen Corporal und Ortsrichter aneinander, denn dieser hält sich für den ersten Mann im Dorfe. „Hört einmal, Ihr da! Der Erste auf dieser Welt ist der Herrgott, dann kommt der König, dann kommt der Husar, dann kommt das Pferd des Husaren, dann kommt das Hufeisen des Pferdes des Husaren, dann kommt gar Nichts, dann kommt ein zerrissenes, kothiges Paar Stiefel, dann erst kommt Ihr, Richter, in diesen Stiefeln drin.“ — Seine Kampfweise zu charakterisiren, ist Folgendes geeignet. Der Corporal lehrt den Rekruten die „sechs Hiebe“. Dieser möchte gern wissen: „Wie geht denn dann die Bertheidigung?“ „Das geht dich nichts an,“ donnert ihn der Drillmeister an, „du hast nur dreinzuhauen; pariren mag der Feind!“

Sein Selbstvertrauen prägt sich in dem Stoßseufzer aus, den einst ein Husar in dem Augenblick vor der Attaque gen Himmel sandte: „Na jetzt, mein Herrgott da droben, hilf nur weder mir, noch dem Feind. Schau du nur zu, was der Husar thun wird.“ (Und daß dies kein leeres Gerede ist, dafür sei statt vieler Beispiele nur die Heldenthat von Alm angeführt, wo eine Schwadron Husaren den von den Franzosen völlig umringten Oberbefehlshaber, Erzherzog Johann, aus der ganzen feindlichen Armee herausgehauen hat. Von der ganzen Schwadron blieben nur sechs Mann übrig, aber den Feldherrn haben sie freigemacht.)

Die verbunkos. So hießen ehemals die Werber, welche eine typische Erscheinung im magyarischen Volksleben bildeten. Zehn oder zwölf blank herausgewichste Husaren, mit Säbeltasche, Carabinerriemen, den Federbusch auf dem Csákó, stellten sich mitten ins Volksgewühl des Marktplazes hin und bildeten einen Kreis. Jeder hatte eine Weinflasche in der Hand, Zigeuner spielten auf, und so tanzten sie den stolzen, männlichen lejtös (Gleitschritt), den man auf Bällen „verbunkos“ (Werbertanz) nannte. Die Burtsche drängten sich heran, um zuzusehen; bald waren da die soldatisch Gewachsenen erspäht, in den Tanzkreis gelockt und durch Zureden und Prahlerei soweit gebracht, daß sie dem Zutrunf Bescheid thaten, „Parole gaben“ und im Handumdrehen statt ihrer Mütze den Csákó eines Husaren aufhatten. Da waren sie denn auch schon zu Soldaten angeworben; doch ging das Lied meistens so: „Hei, wie hat man mich da rasch betrogen; als Husar

trat ich ein, als Infant'rist komm ich gezogen“. Vom berühmten Componisten Bihari gab es ein Werberlied, das man „Dreißig-Mann-Lied“ nannte, weil bei einer solchen Werbung unter den Klängen dieser Weise an einem einzigen Nachmittag so viele Bursche sich anwerben ließen, daß das ganze Debrecziner Contingent von dreißig Rekruten gedeckt war. Wurde aber die Zahl auf diese Art nicht voll, dann zog die Obrigkeit mit Heugabeln und Stricken umher, die militärtauglichen Bursche zusammenzufangen, wie das auch im Volkslied verewigt ist:

| | |
|--|---|
| „Werbung ist bei uns jetzt; werben mit dem Strick, Werfen ihn dem armen Burschen um's Genick. | Hat der Reiche fünf, sechs Söhne, — sie sind frei; Hat der Arme einen einz'gen, — mir herbei!“ |
|--|---|

Aus solchen mit Gewalt zum Militär gepreßten Burschen wurden später, wenn sie desertirten, die „armen Bursche“ (szegény legények), die Puzztenräuber, die der ganzen Gesellschaft die Stirne boten und das Volksleben mit der Romantik eines weitberufenen Abenteuerthums befruchteten, so daß sie lange Zeit eine wahre Specialität unter den typischen Gestalten Ungarns bildeten. Später wurde die Werbung mittelst „Handgeldes“ betrieben; die Angeworbenen erhielten zwanzig oder dreißig Gulden und verpflichteten sich dafür, zehn Jahre zu dienen.

Der obsitos. Eine originelle Gestalt ist auch der heimgekehrte obsitos (verabschiedete Soldat; obsit = Abschied) mit seinen unerhörten Aufschneidereien: wie er bis ans Ende der Welt gereist, wo er die Beine ins Nichts hinunter-schlenkern ließ, und wie nur „ein Bauernhaar dazu gefehlt“, daß er den feindlichen Oberfeldherrn zum Gefangenen gemacht. Auch des Königs Majestät stattet er seinen Besuch ab und spricht mit der Königin, als diese gerade in der Küche mit einem silbernen Rudelwaffer den goldenen Teig walkt. Von unseren Dichtern haben Johann Garay in seinem „Obsitos“ und Petöfi in seinem „János vitéz“ (Held János) diese volkstümliche Gestalt verewigt, welche aber auch bei unseren Dramatikern oftmals auftritt.

Jagd-Anekdoten. Auch in der Jagd findet sich eine uner-schöpfliche Quelle des Humors, der es in Übertreibungen dem „Baron de Mauv“ (Münchhausen) fortwährend gleichthut. Auf diesem Gebiete halten wir Bernát Gazsi's (Kasper Bernát) Jagd-Anekdote für die originellste. Ein Landedelmann wäre gern auf die Hasenjagd gegangen, sein gutes Windspiel, das preisgekrönte, war jedoch schon blind und daher untauglich. „Thut nichts“, sagte Gazsi, da ist das Möpslein der gnädigen Frau, das hat gute Augen; das Möpslein binden wir auf dem Rücken des Windspiels fest, es wird den Hasen erblicken und das Windspiel wird ihn fangen.“ Und so jagten sie bis Sonnenuntergang mit bestem Erfolg.

Außerdem haben auch einzelne Gegenden ihren Anekdotenkreis, so die Palóczen, die Székler, und auch die Zigeuner sind hieher zu rechnen, ein Volksstamm, dessen Denkweise sich so mit dem Humor des magyarischen Volkes verquickt hat, daß er mit seinen Späßen

und Sonderbarkeiten sozusagen dessen Salz und Pfeffer bildet. Der immer arme, aber gutgelaunte magyarisches Zigeuner und die Purzelbäume seines Glends, das Putzige seiner Zerlumptheit, seine mit Hohn vermischte Unterwürfigkeit, seine Unersehöpflichkeit im Spitzfindigen, die Schlaueit seiner Einfälle, spielen stark hinein ins magyarisches Volksleben. „Der Zigeuner mag das Pflügen nicht.“ „Nicht so schlägt man den Zigeuner.“ „Er lobt ihn, wie der Zigeuner sein Pferd.“ Das sind alte Sprichwörter. Als einst der Zigeuner sein Pferd verkaufte, machte er den Käufer darauf aufmerksam, daß es wahrlich gar keinen Fehler habe, höchstens den, daß es „keine Sternkunderei treibe, kein Eisen kaue und auf keinen Baum klettere“. Erst als Jener das Pferd schon nach Hause führen wollte, bemerkte er, daß es blind war (daher keine Sternkunderei trieb), daß es kein Gebiß ins Maul nahm (also kein Eisen kaute), und daß es, bei einer Brücke angelangt, durchaus nicht hinüber wollte (also keinen Baum, das heißt kein Holz erkletterte).

Bemerkenswerthe Zeugnisse des magyarisches Volkshumors sind noch die Sprichwörter, welche mit ihren blumigen Arabesken denen der orientalischen Völker, der Türken und Perser gleichen; wir wollen sie im Zusammenhang mit den Volksliedern behandeln; doch unterscheiden sie sich von ihnen durch ihre spöttischen Ausdrücke. Der kritische Sinn, der freie Geist macht sie schon dem europäischen Westen verwandt.

Die Äußerungen des nämlichen Humors finden wir in den Volksgebräuchen und Volksmärchen. Eines der letzteren, das ich noch als kleines Kind erzählen gehört, erregt Aufmerksamkeit durch seine naive Phantasie, welche durchaus national und in jedem einzelnen Einfall urwüchsig ist und sich dabei mit der des deutschen Eulenspiegel parallel entwickelt hat. Das ist das Märchen vom Csálóka Péter (Trug-Peter), der den leichtgläubigen Leuten hundert Possen spielt. Er verkauft seine Mütze um theures Geld an weindurstige Bursche, da sie angeblich die Zauberkraft besitze, daß man sie nur auf den Tisch hinzuhauen brauche, damit die ganze Zeche bezahlt sei. Wie sie dann bemerken, daß sie gefoppt sind, und über ihn herfallen, beredet er sie, vorher noch eine dem Sturze nahe Pappel zu heben. Bald weiß er ihnen ein Pferd unter dem Sitz hervor abzuschwätzen, bald einen Stiefel vom Fuß herunter, indem er sich die frierenden Füße am Mondlicht wärmt. Da binden sie ihn in einen Sack, um ihn ins Wasser zu werfen, aber selbst im Sack weiß er noch einen Metzger, der des Weges kommt, dranzukriegen mit dem Geschrei: „Ich will nicht in Liptó Vicegespan werden!“ — was Jenen glauben macht, man wolle da Einen gewaltsam mit dieser Würde bekleiden, und ihn verführt, mit ihm den Platz zu tauschen, worauf der Metzger ins Wasser geworfen wird. Csálóka Péter sucht mittlerweile mit den Ochsen desselben das Weite. Seine Verfolger holen ihn wieder ein, da stellt er die Ochsen an den Rand des Wassers und treibt Jene an, ins Wasser zu springen, das die Gestalten der Ochsen wieder spiegelt; auch er, sagt er, habe die seinigen da herausgeholt. Dabei gehen

jene unter. Esalóka Péter löst ein gutes Stück Geld für die Ochsen, und während er es zählt, kommt ein Hochzeitszug des Weges. Da macht er den Hochzeitsleuten weis, er habe das Geld aus einem Brunnen geschöpft, und sagt ihnen, wo der Brunnen sich befindet. Sie laufen alle spornstreichs hin und die Braut bleibt allein zurück. Esalóka Péter beredet diese, seine Frau zu werden, übergibt ihr sein Geld und schickt sie zu sich nach Hause. Er selbst tauscht mit ihr die Kleider und bleibt dort, um den Bräutigam zu erwarten. In der Hochzeitsnacht aber, deren Schauplatz der Heuboden ist, schmuggelt er einen großen Ziegenbock auf seinen Platz neben den Bräutigam hin, was diesen in große Bedrängniß versetzt. In einemfort fragt er die auf dem Boden schlafende Mutter: „Frau Mutter, habt ihr denn auch zwei Hörner gehabt, als ihr Braut waret?“ — „Dein Vater hat welche gehabt, du wirst auch welche haben; schlaf' in Frieden!“ Esalóka Péter versteckt sich unterdessen in einem Bienenkorb. Das Hochzeitsvolf will Honigwein trinken und kommt heran, Honig zu stehlen. Just an den Korb machen sie sich, in welchem Esalóka Péter steckt, und dieser hegt sie dermaßen durcheinander, daß sie sich zuletzt durchprügeln; er aber entwischt nach Hause zur Braut und lebt dann in Freuden weiter.

Im Laufe der Zeit veralten ganze Anekdotenkreise, die ehemals allbekannt gewesen. Verschwunden ist aus dem Studentenleben jener Humor, der sich aus der Umgehung der klösterlichen Clausur und aus der patriarchalischen Gemüthlichkeit der „Legations“-Fahrten entwickelte, es gibt keine „Karakán“-Bursche mehr, sogar die technischen Ausdrücke des „Collegiums“ sind in Vergessenheit gerathen; verschwunden ist das Debrecziner „Maschinenstenthum“; sogar der große Stock und der kleine Stock, an die sich so viele Anekdoten knüpfen, sind nur noch unter den Alterthümern des Museums zu sehen, obgleich es noch heutigen Tags einzelne „Scythen“ gibt, welche dieselben mit ausgestrecktem Arm zu heben und um den Kopf zu schwingen im Stande sind. Ehedem waren sie die Abzeichen, mittelst deren sich die Feuerwehr freie Bahn schaffte. Es gibt keine „Mendikanten“ (Bettelstudenten) mehr, an die sich so viel cynischer Humor knüpft. Die Classe der Juraten vermehrt nicht mehr, wie eine kurze Zeit hindurch geschehen, die privilegirten Licht- und Schattenbilder der jungen Generation; es gibt keinen „verbunkos“, der mit Hilfe seiner drastischen Einfälle auf dem Marktplatz die Mannschafft anwirbt. Erloschen ist die privilegirte Macht des Adels sammt den alten Restaurations-Kunststückchen (an deren Stelle freilich andere getreten sind), die Sorte der Döbrögis läßt nicht mehr ihr gebieterisches Wort erschallen und dictirt dem Bauer keine Fünfundzwanzig mehr; die Sonderlinge nach Fózsa Gyuri'scher Schablone finden heute keine Welt vor, in die sie hineinpassen, und dem wildromantischen „Armen-Burschenthum“ und den mit ihm verbundenen „Bethären“-Anekdoten hat die Einrichtung der Gendarmerie ein Ende gemacht; der magyarische Volkshumor jedoch ist trotz alledem erhalten geblieben und findet neue Stoffe in der neuen Zeit.